

Die groben Netze der Historiker

Barbara Duden zur Konstruktion des modernen Frauenkörpers und zur Relevanz einer neuen Körpergeschichte*

Döcker: Historikerinnen wie Karin Hausen, Gisela Bock oder Du haben in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren begonnen, über die Kategorie Geschlecht nachzudenken. Zu diesem Zeitpunkt haben die meisten Eurer männlichen Kollegen über Politik und Gesellschaft im allgemeinen reflektiert.

Duden: Ich wollte meine Staatsexamensarbeit über jüdische Salons bzw. über die Geselligkeit jüdischer Frauen in Berlin um 1800 schreiben. Henriette Herz, und vor allem Rahel Varnhagen zogen mich an. Als ich das Thema anmelden wollte, hieß es, das sei kein historisches Thema. Das Landesprüfungsamt würde die Arbeit als zu ‚soziologisch‘ ablehnen. Der betreuende Professor schlug mir vor, über Max Weber und die historische Methode zu arbeiten. Ich wollte natürlich von meinem Thema nicht lassen. Frauen kamen da-

mals in der Geschichte nicht vor, Frauengeschichte gab es keine. Nur wenige Lehrende, wie zum Beispiel Nipperdey, der in Berlin Seminare über bürgerliche und populäre Kultur im 18. und 19. Jahrhundert veranstaltete, waren überhaupt offen für solche Fragen. Bei vielen Frauen meiner Generation gab es dann einen Moment, da war Schluß mit der Unterwerfung unter die Methoden und Perspektiven der Geschichtswissenschaft. Wir wußten, daß wir die Axiome des Faches als Frauen durchdenken mußten. Durch welche selbstverständlich gewordenen Voraussetzungen werden Gegenstände als historisch konstruiert? In welcher Weise spiegelt die Vergangenheitskonstruktion, die eine akademische Zunft herstellt, die Setzungen der Gegenwart?

Es war oft ein persönlicher Überdruß an dieser Geschichtskonstruktion. Ich empfand damals die Leugnung einer Geschichtlichkeit für Frauen als persönliche Kränkung. Das klingt heute vielleicht ein bißchen pathetisch, doch

* Mit Barbara Duden sprachen Ulrike Döcker und Angelika Svoboda. Foto: Ulrike Döcker.

in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren war für viele intellektuelle Frauen die Geschichtslosigkeit ihrer Gattung tatsächlich persönlich verletzend. Ein Schatten, eine Aussichtslosigkeit über dem eigenen Horizont. Ich habe wie die männlichen Studenten das Feld der Vergangenheit nach Orientierungsmarken durchmustert, nach Anhaltspunkten, nach Positionen der Kritik – die familiären Rituale wollte ich durchschauen, die zwingend funktionierenden kleinstädtischen Sitzordnungen meiner Jugend der fünfziger Jahre, ja etwas Dusseliges wie daß man im Mädchengymnasium kein Griechisch wählen konnte, denn das wurde nur im Jungengymnasium hinter dem Schulzaun angeboten. Es ging also nicht so sehr darum, daß im Studienbetrieb die Männer in der Überzahl waren, daß die Studentinnen den Mund weniger aufmachten – ich erinnere mich, daß ich oft den Nachbarn im Seminar schubste und ihn bat, diese oder jene Frage zu stellen – und daß in den Instituten eine männliche Kultur herrschte. Das war ja selbstverständlich. Was mich in einen luftleeren Raum versetzte war tatsächlich die Ausklammerung der weiblichen Lebenszusammenhänge in allen Büchern, Leistungen, Räumen, vor denen ich Respekt hatte. Das hat mein Selbstverständnis abgewetzt. Dieser Konflikt hat aus mir eine Historikerin gemacht. Deshalb suchte ich mir den Teetisch der Rahel Levin und ihre unerbittliche Prosa als Thema. Ich wollte einen geistigen Raum untersuchen, wo die Frauen außerhalb akademischer Grenzen eine

intellektuelle Kultur beförderten, an der beide Geschlechter Anteil hatten.

Döcker: Wenn man männliche Kollegen nach der Entwicklung ihrer fachlichen Interessen fragt, dann verweisen viele auf den starken Einfluß bestimmter Vorbilder und Publikationen. Hat in dieser Frühphase unter den Historikerinnen Deiner Generation feministische Literatur eine Rolle gespielt?

Duden: Die gab es damals noch gar nicht. Als die Frauenbewegung in Berlin aktiv wurde, erschienen Übersetzungen aus dem Amerikanischen zur Abtreibung, Sterilisation und Eugenik und zur Geschichte der Geburtenkontrolle. Für mich waren diese Bücher aber nicht so prägend. Der Impuls, mich mit den früheren Frauen zu befassen, kam vielmehr durch die Gespräche mit Freundinnen in Berlin, mit Gisela Bock, mit Karin Hausen, mit Christine Haßkamp. Mit ihnen teilte ich das Unbehagen an vorherrschenden Wissenschaftsparadigmen. Das Fach lieferte uns ja keine Vorbilder, sondern die Stolpersteine, zu denen man Distanz suchen mußte, Anregungen zur Kritik. Wir haben damals angefangen, eine Grundkategorie historischen Forschens, die Kategorie der ‚Arbeit‘ in Frage zu stellen, die ja auf Lohnarbeit beschränkt war und im Grunde nur die Geschichte des Lohnarbeiters im Blick hatte und die zu einer Geschichte der männlichen Arbeiterklasse geführt hatte. Und zur Hausarbeit der Frauen als Naturzustand, der im blinden Winkel historischer Nationalökonomie lag. Zu schweigen von der Arbeitergeschichtsschreibung, der Ge-

schichte sozialer Bewegungen, der Geschichte der Technik und so fort. Gisela Bock verdanke ich die Anregung, zusammen einen Aufsatz zur Entstehung der Hausarbeit als Frauenarbeit im Kapitalismus zu schreiben. Wir wollten zeigen, wie die bürgerliche Gesellschaft die unbezahlte Arbeit von Frauen am Kochtopf, mit den Kindern und im Bett voraussetzt, ausnutzt und doch kategorial unterschlägt. Hausarbeit ist bekanntlich keine Arbeit, sie wird nicht bezahlt und die, die sie tun, sind bloß Hausfrauen. Eine Art von Naturzustand der Frauen. Dann war ‚Produktion‘ eine wichtige Kategorie, die wir in Frage stellten, die ‚Privatsphäre‘, die ‚Öffentlichkeit‘. Ich habe damals viel mit Gisela Bock diskutiert. Das Netz über das 18. und 19. Jahrhundert werfen, zeigte sich als so grob, daß die Frauen notwendig durch seine Maschen fallen mußten.

Döcker: Im Laufe Deines intellektuellen Lebens hat sich Dein Interesse immer mehr auf die Geschichte des weiblichen Körpers verlagert. Wie ist es dazu gekommen?

Duden: Ein Grund, warum Frauen nicht als historische Wesen wahrgenommen wurden, lag ja darin, daß sie dem Naturhaften zugeschlagen wurden. Hausarbeit als Frauenarbeit schien natürlich zu sein, die Familie eine Universalie, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Natur der Körper begründet, die sexuelle Ordnung der Gesellschaft aus dem Stoff der leibhaftigen Konstitution gewoben, nicht aus dem, was sich sozialwissenschaft-



lich erhellen läßt. Und, Befindlichkeiten und Erlebnisse von Frauen waren körperlich erfahren worden, als Schicksal der Biologie: Schwangerschaften, das Altern, Abtreibungen, die Arbeit mit Kindern, ja auch das Kochen, die Wahrnehmung von Schmerz. So kam ich von der Geschichte der Frauenarbeit zur Familiengeschichte und von da zur Geschichte der Geschlechtscharakteristika und zur Gesundheits- und Medizingeschichte. Ich begann, mich in Krankengeschichten des frühen 18. Jahrhunderts einzulesen, denn ich wußte, daß unsere Konzentration auf die Neudefinition des Frauenbildes im 19. Jahrhundert zu kurz griff, um den Umbruch der Geschlechterordnung auf dem Weg in die Moderne zu fassen. Und dann bin ich auf den Quellenbestand dieses Eisenacher Arztes, Dr. Storch, gestoßen. Das war nichts besonderes, denn es gibt ja viele gedruckte deutschsprachige Krankengeschichten aus dieser Zeit, auch wohl detailreichere und weniger standardisierte wie die des protestantischen Provinzarztes. Doch je mehr ich mich

einarbeitete, desto mehr drängte sich die Einsicht auf, daß die Erlebnisse, von denen die Frauen dem Arzt um 1730 berichten, nicht mit den Scheinwerfern der Medizingeschichte zu erhelten waren. Für die Medizingeschichte ist ja ‚die Medizin‘, also das Arzt-Patient-Verhältnis, Wissenstypus etc. von vornherein gegeben. Was diese Frauen über ihr Unwohlsein, ihre inneren „Flüsse“ und „Stockungen“, über das Weh im Kopf und in der „Mutter“ ausgesagt haben, war aber auch nicht mit dem Vokabular einer Sozialgeschichte der Krankheit zu entschlüsseln, denn für diese war damals, in den achtziger Jahren, das Pathologische medizinisch definiert, wenn auch nicht verursacht.

In meiner Biographie als Historikerin war das ein Knackpunkt. Ich mußte mir darüber klar werden, wie ich die Brillen dieser Fächer ablegen und meine körperliche Selbstwahrnehmung diszipliniert zügeln konnte, um diesen Frauen zuzuhören. Zu dieser Zeit war eine der zentralen Forderungen der Frauengeschichte, die Begriffe ‚Frau‘ und ‚Geschlecht‘ zu denaturalisieren und im Gegenzug zu historisieren. Wir wußten, daß Frauen weder Naturwesen sind, noch daß sie eine gleichförmige Geschichte als Gattungswesen haben. Sie sind historische Subjekte. Aber wir gingen doch davon aus, daß sich die Historikerin einer Frau im 17. Jahrhundert oder in der Antike mit Empathie annähern kann, weil beide über gleiche körperliche Erfahrungen verfügen. Das Studium der Storch’schen Krankengeschichten zwang mich dazu,

von der gegenteiligen Hypothese auszugehen. Was sollte ich mit der Geschichte einer sechzigjährigen Witwe, die besorgt ist, ihren monatlichen Fluß wieder in Gang zu bringen? Was sollte ich mit dem Bemühen, durch Aderlaß das böse Blut loszuwerden? Wie konnte ich verstehen, warum die Hebammen – aus meiner Sicht ganz unsinnig – die Geburtsarbeit mit allen Mitteln zu beschleunigen suchten? Ich könnte viele Beispiele nennen, an denen mir bewußt wurde, daß auch, wenn ich die Quellen las und las, mir doch die Grundmotive fremd blieben, aus denen das körperliche Erleben dieser Frauen gespeist war. Das Erlebnis inneren Fließens, das Erlebnis der Herzensschwere, der Erleichterung durch einen blutigen Erguß, der Durchlässigkeit der Haut und das Erlebnis, daß einem unter der Haut alles stecken bleiben kann – Wut, Mettwürste und ein Streit mit der Nachbarin. Es gibt kein erfahrungsmäßiges Äquivalent zwischen dem, wovon diese Quelle zeugt und der Weise, in der eine moderne Frau ihren Körper bespricht und erlebt. Für mich entstanden daraus zentrale Fragen: Wie sollte ich diese Quellen aus dem 18. Jahrhundert entschlüsseln, wie die Grundmotive isolieren, aus denen die Leiberlebnisse dieser Frauen gebaut waren, und welche Brückenschläge waren zwischen diesen Befindlichkeiten und meinem eigenen Körper möglich? Genauer: Mußte ich nicht von einer Heterogenität nicht nur des Erlebens, sondern auch der leiblichen Konstitution ausgehen? Ich wollte also nicht nur die untergegangene Erfahrung der Eisen-

acher Patientinnen, sondern auch die Konstitutionsbedingungen des modernen Körpers in den Griff bekommen.

Döcker: In die gleiche Zeit fallen auch Bücher von männlichen und weiblichen Sozialwissenschaftlern über den Frauenkörper, die an der These von der „Naturhaftigkeit des Weibes“ festgehalten haben – mir fällt etwa exemplarisch Edward Shorter ein, dessen Buch tausendfach verkauft worden ist. Hat Dich das geärgert?

Duden: Na ja, Shorter und einige Repräsentantinnen der amerikanischen Frauengeschichte, die an der Naturgeschichte des weiblichen Körpers fortgeschrieben haben, waren stereotype und ziemlich banale Vertreter/innen einer Fortschrittsgeschichte der Medizin – bloß war hier der Frauenkörper das Thema und nicht Tuberkulose oder Wundfieber. Nach dieser Version hat die Medizin durch bessere Therapien, effektivere Manipulation des kranken Körpers und bessere Hygiene die Frauen aus ihrer biologischen Zwangsjacke befreit. Kaiserschnitt, Geburtszange, Antisepsis und Ultraschall sind dann Marksteine dieser Befreiungsgeschichte. Shorter schreibt im Vorwort, daß er Medizinvorlesungen besuchte, um seine Quellen verstehen zu können. Was er in den Quellen fand, las er als Beispiel für körperliche Phänomene, die mit den Kategorien der Medizin überzeitlich und objektiv gefaßt werden können. Mein Interesse ging genau in die umgekehrte Richtung. Ich wollte versuchen, die Konstruktionsprinzipien jenes „naturhaften Körpers“

der Frau zu verstehen, den die Bio-Wissenschaften im 19. Jahrhundert entwickeln, um dadurch an die Wasserscheide heranzukommen, die mich von dem Frauenkörper um 1730 trennt. Die sozialen Instanzen, die das Körpererleben im frühen 18. Jahrhundert herstellten und bekräftigten, waren nämlich sehr andere als die des 19. Jahrhunderts. Die Medizin als die dominante soziale Institution, die körperbezogene Befindlichkeit bündelt, definiert, beschreibt, behandelt und Normalität und Pathologie hervorbringt, die gab es im frühen 18. Jahrhundert noch nicht. Eine Kehrseite der Genese der bürgerlichen Gesellschaft ist ja die Genese des modernen Körpers. Jede Gesellschaft hat nicht nur ihre spezifischen ‚Pathologien‘, sondern auch einen für sie stimmigen ‚Körper‘.

Ivan Illich's These von der dreifachen Jatrogenese durch die Medizin las ich mit großem Gewinn – einer sozialen, einer medizinischen und einer symbolischen oder kulturellen. Und natürlich war Michel Foucault wichtig. Er hat schon 1963 in der *Geburt der Klinik* – in der deutschen Übersetzung 1973 – die Einsicht formuliert, daß die Entstehung der Moderne von der Genese eines spezifischen neuen Blicks auf den Körper begleitet wird. Unter diesem Blick und seinen Beschreibungen entstand der Körper als Objekt, als anatomisch ins Visier genommenes, isolierbares, professionell definiertes Objekt – zuerst für den Arzt und heute auch für die Patientin, die lernt, sich diesen Körper selbst zuzuschreiben und ihn dann auch so zu erleben. Sehr viel ge-

lernt habe ich auch von Gianna Pomata, einer Historikerin aus Bologna, und wohl auch von Giulia Calvi, die ein glänzendes Buch zur Pest in Florenz geschrieben hat. Beide haben mich gelehrt, wie man die Mentalitätsgeschichte lesen muß und mir gezeigt, daß wir die Netze viel weiter auswerfen müssen, wenn wir uns an eine Geschichte des Körpers als epochenspezifischen Erlebnisgrund heranmachen wollen. Pilgerschaften und Altarbilder, Heiligenviten und Mirakelbücher spiegeln das Erleben des Körpers ebenso wie Aderlaß, Rezeptur oder ärztliche Privilegierung. Die zuletzt genannten Arbeiten explodierten den Rahmen der in Deutschland gängigen Medizingeschichte mit dem Inhalt, den dieser Rahmen herstellte.

Svoboda: Die Arbeiten, auf die Du verweist, sind vornehmlich sozial- und frauengeschichtliche Arbeiten. Was hältst Du von psychoanalytisch orientierten Arbeiten, etwa jenen Christina von Brauns über die Hysterie?

Duden: Ich muß gestehen, daß ich Christinas Arbeiten nicht gut kenne. Das ist umso peinlicher, als wir im letzten Jahr Kolleginnen am gleichen Institut waren. Ich weiß, daß es meine Scheuklappen sind, die meine Lektüre leiten. Ich kann mich mit psychoanalytisch orientierten Vorgehensweisen in der Geschichte nicht anfreunden. Was mich an der Psychoanalyse außerordentlich interessiert, ist eine historische Einbettung der Freud'schen Begriffe, und das wäre eine Untersuchung des Wegs, auf dem die Klage einer Frau

im Sprechzimmer des Analytikers verschriftet und in psychoanalytische Terminologie überführt wird. Mich interessiert die Transformation leiblichen Erlebens, das sich dem Arzt gegenüber als Klage formuliert, in wissenschaftliche Begrifflichkeit und die Rückwirkung des wissenschaftlichen Vokabulars aus dem Mund des Arztes auf das leibhafte Erleben jener Frau. Denn dieses historisch je spezifische Zweigespräch bezieht sich ja auf verschiedene Körper, die durch die Wörter als Wirklichkeiten hergestellt werden. Mein Unbehagen an psychoanalytischer Begrifflichkeit in der historischen Heuristik vor dem 18. Jahrhundert kommt daher, daß die ‚Körper‘, die jeweils in Rede stehen, ja sehr andere sind. Die psychoanalytische Theorie setzt aber einen überzeitlich gültigen psychischen Apparat voraus, der terminologisch vom Leib isolierbar gedacht wird.

Ich will ein Beispiel geben, das an die Studien von Christina anknüpft, denn ich weiß, daß sie derzeit über Eßstörungen arbeitet. Wir wissen, daß Frauen in früheren Zeiten mehr als Männer fasteten, und heute sind Eßstörungen ein Massenphänomen amerikanischer Mittelstandsmädchen. In psychoanalytisch orientierten Arbeiten sucht man dann nach einem Grundmuster, um das Motiv der hungernden Nonne im 13. Jahrhundert und der Studentin in einer New Yorker Klinik als psychisch motivierte ‚Nahrungsverweigerung‘ interpretieren zu können. Damit verstelle ich mir die Möglichkeit, den einzigartigen Antrieb und das Motiv ins Licht zu

rücken, mit denen die Nonne unvergleichbar ihren Körper zu einem Mittel der Glaubenssuche macht oder mit denen die Studentin, die im Psychologiehandbuch ihres College alles über Anorexie gelesen hat, das Erwachsenwerden und den modernen Frauenkörper verweigert. Nur innerhalb des Kontextes wird klar, was denn das Hungern ist und warum gehungert wird. Ich glaube nicht, daß es weiterhilft, das ‚Hungern‘ als eine Art Universalie historisch zurückzuverfolgen. Und die psychoanalytische Begrifflichkeit erlaubt mir wohl nur das.

Svoboda: Ich hatte nicht den Eindruck, daß Christina von Braun die Hysterie aus dem Kontext gerissen und verallgemeinert, sondern daß sie versucht hat zu zeigen, wie die körperliche Wahrnehmung der Hysterie von außen definiert worden ist und wie die Hysterie Verwendung gefunden hat, um der Frau Kulturhaftigkeit abzusprechen. Ich finde, Christina von Braun versucht, die Hysterie von jeder Pathologisierung wegzubringen und als Ausdruck weiblichen Widerstandes aufzufassen.

Duden: Das ist es ja gerade. Wenn ich die These vom Körper als historisch je unterschiedlichen Erlebnisgrund ernst nehme, dann kann ich in bezug auf ihn weder vom weiblichen Widerstand, noch von der Hysterie, noch von der Wahrnehmung sprechen, als redete ich vom Gleichen. Ich will meine Skepsis positiv wenden. Judith van Herik, eine amerikanische Religionswissenschaftlerin, hat sich gefragt, wie in der frühen Freud'schen Praxis die Klage von

Frauen in psychoanalytische Begriffe eingeht. Ausgangspunkt ihrer Frage war die Beobachtung, daß das Kategoriengerüst, das zu einer psychoanalytischen Morbographie gerinnt, in einem Spannungsverhältnis zu den Worten steht, mit denen noch im 18. Jahrhundert Unwohlsein, Haß, Wut, Weh besprochen wurden. Sie nennt ihre Studie: *Von den leibhaftigen Worten der Frauen zu Freud's Worten über die Psyche. Eine Entkörperung des Erlebens*. Ich halte das für einen äußerst spannenden Ansatz, denn die Psychoanalyse arbeitet meiner Ansicht nach mit einem Begriffsangebot, das nicht nur Überzeitlichkeiten beansprucht, sondern das alte Motiv des Fließens unter der Haut sozusagen in Physik umsetzt und damit entkörperert. Mit dem psychoanalytischen Vokabular ist es mir unmöglich, leibseelische Vorgänge anders zu verorten als in einem entkörpererten psychischen Apparat, mit einem Über-Ich und einem Unterbewußtsein, von denen ich nicht weiß, wo sie mir dann im Fleisch stecken sollen. Bei den Frauen der Eisenacher Praxis, die ich studiert habe, gibt es keine empfindungslose Physiologie und schon gar nicht das substantivierte Unterbewußtsein eines psychischen Apparats. Die Sprechweise ist eine des Körpers, ja einer ‚Physikalität der Empfindungen‘, denn die Blutflüsse, das dunkle, schwere oder das helle Blut, die Verfestigung und Verstockung im Innern oder die ‚Leichtigkeit des Herzens‘ und sein ‚Aufhüpfen‘ sind körperliche Empfindungen seelischer Vorgänge. Die

Metaphorik ist eine von Bewegung und Blockierung und von Farbigkeiten.

Döcker: Ich möchte den Rahmen noch gerne etwas erweitern. In den letzten Jahren sind, animiert von feministischen Philosophinnen, Debatten über die Konzepte Differenz und Gleichheit ausgebrochen. Manche Frauen haben dabei das Ende der alten Frauenbewegung postuliert, die für die alte Utopie der Gleichheit von Mann und Frau gestritten hat, und in Bejahung der Geschlechterdifferenz das Zeitalter der Neuen Frau, manche auch das der Starke Mutter ausgerufen. Andere haben diese Konzepte als a-politisch und reaktionär abgelehnt. Wie stehst Du zu diesem Meinungsstreit?

Duden: Am besten kann ich mit Thomas Laqueur's gerade erschienenem Buch *Auf den Leib geschrieben* antworten, weil dieses Buch für die Frauengeschichte wichtig ist. Laqueur untersucht von der Antike ausgehend die spezifische Form der Geschlechtsprägung des Frauenkörpers und des Männerkörpers und kommt, verkürzt gesagt, zu drei 'Modellen', wie die Differenz zwischen Frauen und Männern in den Körper eingeschrieben war. In der Antike findet er die Homologie von beiden: der Mann ist das Modell und die Frau gleicht ihm; sie hat innen, was beim Mann draußen hängt, also 'weibliche Hoden' – testes muliebris – ein Scrotum und eine Analogie zum Penis. Auch die Flüssigkeiten im Körper, Blut und Samen, wurden als substantiell gleichartig wahrgenommen, wenn auch der Frauensamen eine geringere Wirkmacht hatte.

Es gab nur einen archetypischen Körper und alle Verkörperungen wurden auf einem Kontinuum der Perfektion angeordnet. Die Differenz der Geschlechter bestand in einem Mehr oder Weniger von Gleichem. Das zweite Modell findet Laqueur seit dem 17. Jahrhundert, nämlich die Unvergleichbarkeit der Körper von Männern und Frauen: die Frau entstand jetzt als eine Spezies für sich, als das ganz Andere. Die Eierstöcke wurden 'entdeckt' und nichts an ihnen gleich mehr dem Mann. Die Frau wurde ganz Frau durch die ihr eigenen Geschlechtsorgane und den ihr eigenen Körper, vom Skelett bis zum Hirn. Im 20. Jahrhundert konstatiert Laqueur das 'no sex'-Modell. Es sind also drei Modelle von Differenz: eine abgestufte Gleichartigkeit der Frau, eine fundamentale Andersartigkeit und schließlich der Schwund einer bedeutungsvollen Differenz der Körper; one sex, two sexes, no sex.

Laqueur's heute gültiges 'no sex'-Modell entspricht einer feministischen Position, die Du ansprichst. Seit Shulamit Feyereisen gab es Stimmen, die emphatisch die körperliche Differenz als *quantité négligeable* begriffen. Der 'kleine Unterschied' in den unteren Leibteilen schrumpfte zur sozialen Bedeutungslosigkeit. Auch feministische Biologinnen, etwa Anne Fausto-Sterling wollen an Mäusen und Primaten die Indifferenz des biologischen Unterschieds nachweisen. Ich sehe hier die feministische Version des Umbruchs im biologischen Paradigma. Das 'no sex'-Modell spiegelt den Untergang des biologi-

schen Modells, das jetzt durch einen systemtheoretisch gefaßten Körper abgelöst wird. Das Immunsystem hat kein Geschlecht. Das Schwinden einer bedeutungsvollen Differenz, die wachsende Unfähigkeit, einen sinntragenden Unterschied in Erlebnis und Begrifflichkeit ausmachen zu können, sind wohl Resultat des Tilgens von Unterschiedlichkeit überhaupt. Im übrigen – es scheint mir, daß in den genannten Studien der Teufel mit dem Belzebub ausgetrieben wird, denn der Versuch, den *male bias* einer Biologie der Geschlechterdifferenz aufzudecken und eine geschlechtsneutrale Biologie zu entdecken, bekräftigt zugleich die Macht der bio-medizinischen Wissenschaften, die Wirklichkeit des Körpers auszusagen. Und da setzt meine Kritik an Laqueur an. Für ihn gibt es Modelle von Differenz, die einem historisch gleichen Körper so und so übergestülpt werden. Er setzt einen a-historischen Körper substantiell voraus, der unter der Hand zur Universalie einer leeren Fläche gerinnt. Deshalb kann er die Historizität der Differenz und ihren Bezug auf das Fleisch nicht begreifen. Es ginge ja darum, eine Geschichte der Heterosomatik zu schreiben, eine Geschichte verschiedener Körper und vielsinniger Unterschiedlichkeiten. Wenn etwa im 16. Jahrhundert die Frau im Inneren so beschaffen sein soll wie der Mann, dann ist das immer noch kein „sex“-Modell, sondern Verkörperung dissymmetrischer Komplementarität und relationaler Analogien, sinn- und bedeutungsträchtiger Dualität.

Döcker: Ein weiteres Problemfeld, das zu heftigen Kontroversen Anlaß gegeben hat, ist die sogenannte Zustimmungsthese, also die These, daß Frauen die Normen und Ideale der patriarchalen Gesellschaften früherer Jahrhunderte breit rezipiert, mitgetragen und rückbestätigt hatten. Einzelne Frauen wagen sich heute sogar schon an die tabuisierte Frage nach dem aktiven Anteil von Frauen an Unterdrückung und Benachteiligung, etwa im Nationalsozialismus oder in der Kolonialzeit. Demgegenüber sind in den letzten Jahren zahlreiche Detailstudien über weibliche Widerstandsformen entstanden, die ein breites Repertoire an Möglichkeiten und Praktiken zutage gefördert haben.

Duden: Das Entweder-Oder von Anpassung und Widerstand ist dumm und zeugt von wenig Lebenserfahrung. Die Frage so gestellt ist ein Resultat der Mythenbildung in zwei Generationen feministischer Selbstfindung – erst die Heroisierung der weiblichen Gattung, dann die Destruktion der Heroisierung als vermeintlicher Tabu-Bruch. Ich finde es nicht besonders mutig, der Generation meiner Mutter ihre Beteiligung am Nazismus vorzuhalten unter der Prämisse eines hypostasierten weiblichen Widerstands, weil der einem heute ein gutes Schmusekissen bietet. Ich will bei der Beantwortung Deiner Frage bei meinem Leisten bleiben, der Körpergeschichte. In den USA unterrichtete ich ein Seminar, das nannte ich: „Die Entstehung und Entwicklung der Frau als wissenschaftliche Tatsache“. Dort ging es darum, den wissenschaftsgenerierten

und aus Technik hervorgehenden Anteil des leibhaftigen Selbstverständnisses der Studentinnen aus einer historischen Perspektive zu klären. Der Titel ist eine freie Adaption des Buches von Ludwig Fleck, in dem er als Mikrobiologe sich schon 1935 fragte, wie Erkenntnis in der Fachwissenschaft zu einer Denkform wird, die das Weltbild auch des Laien prägt. Wie werden Aussagen, die nur im streng definierten Rahmen des Labors innerhalb eines wissenschaftlich definierten Paradigmas möglich sind, zu ‚Tatsachen‘ allgemeiner Art? In den letzten Jahren habe ich mich immer mehr für eine Wissenschaftskritik von seiten der Frauen eingesetzt und die Verinnerlichung biomedizinischer ‚Tatsachen‘ im körperlichen Erlebnis von Frauen war mein Beispiel. Das Körpererleben als ein Bereich von Anpassung und Widerstand, wenn Du so willst. Denn es scheint mir, daß ‚Widerstand‘ globaler Technologie gegenüber, der Verseuchung des Essens und der Luft gegenüber, der Nukleartechnologie gegenüber und eine Kritik der modernen Selbstverständlichkeiten wie ‚Gesundheit‘, ‚Versicherung‘ und ‚Planbarkeit‘ tief mit dem Körper als Politikum zusammenhängen.

Emily Martin, eine amerikanische Anthropologin, hat ein interessantes Buch geschrieben: *The Woman in the Body*. Sie hat darin die Geschichte der naturwissenschaftlichen Theorien über die Physiologie im Körper seit dem 19. Jahrhundert verfolgt und sich gefragt: mit welchen Modellen konstruiert die Bio-Medizin den Körperaufbau,

woher kommt die Vorstellung, daß das Hirn den Körper ‚steuert‘, seit wann ist das ‚Herz‘ als Mittelpunkt untergegangen? Dann hat sie in der Umgebung von Baltimore Frauen danach gefragt, wie sie ihre Menstruation, die Geburt und die Menopause erleben. Sie stellt fest, daß vor allem weiße, mittelständische Frauen versuchen, ihr monatliches Blut in den Kategorien des Biologie-Buches zu begreifen. Sie sprechen etwa von Hormonausschüttung, Eisprung oder uteriner Schleimhautabstoßung. Alle diese Begriffe denotieren präzise nur in der biologischen Fachsprache, für das persönliche Erleben sind sie sinn- und bedeutungslose Metaphern. Damit haben diese Mittelstandsfrauen nachvollzogen, was das gynäkologische Handbuch postuliert, und die Praxis der Kliniken bekräftigt – daß es nämlich zur Uteruskontraktion keines Subjekts bedarf. Die Abhängigkeit vom Medizinsystem ist epistemologisch gegeben, sie steckt den Frauen im Fleisch, ist Teil ihrer selbst. Schwangerschaft und Gebären hat mit hormoneller Steuerung und mit Organen zu tun, aber nicht mit Frauen. Diese Entkörperung des Erlebens erklärt die Schwierigkeiten vieler Frauen, das Unglaubliche, Monströse an Genetik und Reproduktionstechnologien intuitiv zu erfassen.

Im 17. Jahrhundert war das Schwangersein für Frauen eine enorme Bürde. Sie waren sich bewußt, daß sie das Kind durch Arbeit herausbefördern mußten und daß sie daran zugrunde gehen können. Das Gebären war die Grundmetapher für Arbeit. Es gab ja im

18. Jahrhundert im Erlebnis keine Trennung von Soma, Erleben und persönlicher Biographie. Deshalb hat auch der Arzt jede einzelne Geschichte jeder einzelnen Frau, ihr Alter, den Beruf des Mannes, winzige Details aus ihrer Lebensgeschichte, was sie im letzten Jahr gemacht hat, was ihre Mutter getan hat, sorgsam notiert. Der Körper war noch kein abgekoppeltes bio-medizinisches Konstrukt und bestand nicht aus von der Person isoliertem Soma.

Döcker: Deine Kritik an den bio-medizinischen Körperkonstruktionen und die These, daß das Erleben in der Moderne verwissenschaftlicht worden sei, ist im letzten Jahr auch in Dein Buch *Der Frauenleib als öffentlicher Ort* eingeflossen, mit dem Du Dich in eine aktuelle politische Diskussion eingeschaltet hast. Warum hast Du Dich in der Debatte um den Schwangerschaftsabbruch zu Wort gemeldet und wie hat man in Deinem Umfeld darauf reagiert?

Duden: Ich bin erschrocken über den Rahmen, in dem die Debatte um den Schwangerschaftsabbruch geführt wird. Ging es früher um die Frau und das Kind, geht es heute vorrangig um Leben im Substantiv und um sogenannten Lebensschutz. Nicht nur die Kirchen, der Papst, die Wiedertäufer des amerikanischen Südens, sondern auch Feministinnen, Umweltschützerinnen und grüne Frauen sprechen von einem Leben im Uterus, von der Verantwortung dafür, und grämen sich über das Schicksal des Zygoten in der Retorte. Die Sorge um das Leben ist für mich sym-

ptomatisch für eine Verwüstung der politischen Rhetorik, des ethischen Diskurses und des Erlebens des Körpers. In diesem Buch wollte ich plausibel machen, daß jenes ‚Leben‘, das im Zentrum der Debatte steht, ein Idol unserer Zeit ist. Und ich wollte dieses Argument als Barbara Duden und als Historikerin machen. Es werden ja immer mehr Bücher publiziert, in denen die Autorin oder der Autor verschwunden sind, Texte ohne Stimme. Je älter ich werde, desto mehr interessiert mich die Perspektive, aus der jemand schreibt, die Beziehung zwischen Argument und Subjekt des Schreibers, der Schreiberin. Schon in meinem ersten Buch habe ich die Ich-Form gewählt und versucht, darüber Rechenschaft zu geben, wie ich zu meiner Frage gekommen bin, was ich damit will und warum ich die einzelnen Schritte des Arguments gehe. Das ist heute immer noch eine akademische Formverletzung, die ich im Grunde auch für etwas sehr Politisches halte.

Barbara Sichtermann hat mir in einer Rezension vorgeworfen, das neue Buch wäre unpolitisch, es sei zu kompliziert geschrieben und der tagespolitische Ertrag sei nicht einsehbar. Ich meine aber, daß eine kritische Sichtung des epistemologischen Rahmens, in dem die Debatte geführt wird, notwendig ist. Es schien mir sinnvoll, aus der Perspektive des 18. Jahrhunderts auf die heutige Debatte zu schauen, denn durch die historische Distanz wird es möglich, sich an gegenwärtigen Selbstverständlichkeiten zu befremden und mit Verwunderung auf die Entwicklung

des Streites zu gucken. Ich sehe vom 18. Jahrhundert her etwas Neues, das im Kampfgetümmel über die Abtreibung in Deutschland nicht in den Blick kommt, weil Befürworter wie Gegner des Schwangerschaftsabbruches mit den gleichen Begrifflichkeiten argumentieren. In diesem Sinn ist das Buch ein Beitrag zu der in diesen Monaten laufenden Debatte in Deutschland. Der deutsche Gesetzgeber muß ja vor Jahresende eine neue Regelung des Abbruchs finden, eine Fristenlösung, ein Indikationsmodell oder eine ersatzlose Streichung. Es ist übrigens interessant, daß das einzige Gesetz, das meines Wissens nach im Vereinigungsvertrag nicht geklärt werden konnte, die abweichende juristische Regelung des Schwangerschaftsabbruches in der ehemaligen DDR und in der Bundesrepublik ist – es zeigt sich daran, daß der sogenannte Lebensschutz den Nerv unserer Gesellschaft trifft. Der Embryo, die befruchtete Eizelle, eine nur im Labor verifizierbare Tatsache, gibt die Substanz für einen Streit um letzte Werte. So etwas kann man nur mit Hilfe religionswissenschaftlicher Kategorien verstehen.

Ich bin mir bewußt, in dieser Debatte als Historikerin zu sprechen. Auf einer Fachtagung von Pro-Familia spreche ich von der ersten Kindsregung und den haptischen Wahrnehmungen der Frauen damals. Um Distanz zur visuell hergestellten Wirklichkeit des Fötus zu gewinnen, nicht aus romantischer Rückwärtsgewandtheit. In Essen war ich kürzlich zu einem großen Kongreß über Technologie-Kultur im

21. Jahrhundert eingeladen, um mit einem Genetiker und einem Immunologen zu diskutieren. Was kann wohl eine Körperhistorikerin mit denen sprechen? Ich habe die Wörter aus den Vorträgen dieser Männer zusammengestellt und gezeigt, daß sich mit solchen Worten Geschichte nicht schreiben läßt. Die reden über das Herz, die Schwangerschaft, die Befruchtung, über Diagnostik des Ungeborenen in einer Weise, die sie für das Erleben unbrauchbar macht. Die Geschichten des 18. Jahrhunderts sind für mich ein archimedischer Punkt, um moderne Selbstverständlichkeiten aufzubrechen.

Neuere Publikationen (Auswahl):

- Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart 1987.
- Körpergeschichte. Ein Repertorium, Wolfenbüttel 1990.
- Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben, Hamburg 1991.